

**GYÖRGY KONRÁD**

## **URBANISMUS VERSUS ETATISMUS**

**Wien, 9. Dezember 2013**

Unter den Ämtern des öffentlichen Dienstes gefällt mir vor allem das Bürgermeisteramt. Denn es ist umfassend und praktisch zugleich, symbolisch und technisch. Zwei sympathische Begriffe verknüpfen sich darin: Bürger und Meister. Sowohl im Ungarischen wie auch in einigen anderen Sprachen. Und wir können die Reihenfolge der Wörter auch umkehren: Meisterbürger. Keine leichte Rolle, erster Bürger einer Stadt zu sein, Entscheidungen zu fällen, zu reden, zu organisieren und eine Atmosphäre zu schaffen. Eine demokratische Rolle; von einer Diktatur des Bürgermeisters ist selten zu hören.

Das Gegensatzpaar Urbanismus kontra Etatismus benutze ich gern. Es ist klar, daß der Bürgermeister lieber Urbanist als Etatist ist. Er lebt lieber im Kult der Stadt als in dem des Staates. Das zeigt sich sogar in Äußerlichkeiten. Die Bürgermeister können ohne Eskorte, als Zivilisten in ihrer Stadt verkehren. Sie brauchen keine Leibwache.

Selbst wenn Parteien den Bürgermeister für diese Funktion vorschlagen, stellt sich alsbald heraus, daß er versucht, den Interessen der ganzen Stadt gerecht zu werden. Anders würde er sich nicht wohlfühlen. Auch fachliches Beschränktsein ist für die Bürgermeister nicht typisch, denn alles, was in der Stadt geschieht, geht sie etwas an. Sie sind gezwungen, die Stadt als System zu sehen: als kompliziertes Ensemble von Werken und Lebensgewohnheiten. Sie erkennen, daß Geschichte und alltägliches Verhalten der Bewohner miteinander verflochten sind wie das Netz der unterirdischen Rohre, Kanäle und Kabel.

Ein intelligenter Bürgermeister kapiert die Sensibilität eines städtischen Systems, daß man sich in dessen Leben nicht einmischen kann, ohne daß an anderer Stelle unvorhergesehene Folgen auftreten würden. Auch er selbst bewundert das Funktionieren des komplizierten Ganzen. Ein Wunder, daß so viele Menschen

miteinander auskommen. Es verblüfft ihn. Ich glaube, das verbindet sich mit dem Bürgermeisterposten. Sich-Wundern ist der Anfang allen Wissens.

Die urbanen und ländlichen Selbstverwaltungen ähneln jenem Bild, das wir mit dem Begriff der zivilen Gesellschaft verbinden, denn die Abgeordneten haben ihren bürgerlichen Beruf, den sie für die Zeit ihres Mandats nicht an den Nagel hängen. Vielmehr widmen sie für einen bestimmten Zeitraum im Auftrag der anderen Bürger einen Teil ihrer Arbeitskraft mehr oder weniger intensiv dem Geschäft der öffentlichen Angelegenheiten. Die kommunalen Selbstverwaltungen als lokale Organe der Staatsmacht und politische Wortführer der lokalen Gesellschaft tragen die natürliche Zweideutigkeit der menschlichen Dinge in sich. Die Selbstverwaltung ist ziviler als die zentrale Macht, allerdings bürokratischer als die bürgerlichen Initiativen. Was nicht bedeutet, daß sie weniger demokratisch wären als jene und daß alles Lokale und von unten Kommende zugleich auch weise und wahr wäre. Auch der sich organisierende Haß und das Attentat kommen von unten.

Zwischen Bürgern und zentraler Macht spielen Selbstverwaltungen und Bürgermeister eine ausgleichende Rolle, so daß eine mit der Regierung unzufriedene Mehrheit von der lokalen Selbstverwaltung eine wesentlich günstigere Meinung haben kann.

Städte begegnen Städten jenseits der Landesgrenzen mit weniger Vorschriften als Staaten; sie können die Regierungspolitik korrigieren und deren Einseitigkeiten kompensieren. Vielerlei Beziehungen zwischen den Bürgern verschiedener Nationen bewegen sich auf einer urbanen Schiene. Sie brauchen keine Regierungskanäle. Für die Regelung vieler Angelegenheiten reicht die Privatsphäre nicht aus. Die zwischenstaatlichen Beziehungen wären hierzu überzogen, während die Kontakte von Kommune zu Kommune sich gerade als gemäß erweisen. Die Selbstverwaltungen spinnen die Fäden zwischen den Gemeinwesen ganz nach Belieben und Kapazität.

Die Anwesenheit und Nähe von Angehörigen anderer gesellschaftlicher Gruppen, Nationalitäten und Religionen kann die urbanen Gemeinschaften, sogar Familien und einzelne Menschen teilen. Denn einerseits ist es zwar eine uralte Realität, daß die

Stadt vielerlei Völkern ein Zuhause bietet, daß wir auf dem Markt vielsprachigen Redeschwall hören, daß innerhalb der Stadtmauern Wissen, Waren, Gewohnheiten und Erfahrungen zusammenkommen, daß wir hier die Kirchen mehrerer Religionsgemeinden vorfinden, derart, daß die weise Stadtführung in der größeren Buntheit eine Quelle größeren Reichtums sieht, andererseits aber kommt es nicht selten vor, daß sich die Nationalisten der Mehrheitsethnie zu empören beginnen und den Bürgermeister, der sich der Minderheit, der anderen Gemeinschaft gegenüber anständig verhält, verdächtigen, die Mehrheitsnation oder –nationalität heimtückisch unterdrücken zu wollen.

Einerseits ist es wünschenswert, daß die Zirkulation in der Stadt – wie in einem Körper - nicht ins Stocken gerät, sich niemand einigelt, zwischen den sich gegenseitig beargwöhnenden Gemeinschaften keine taube und feindselige Inkommunikation entsteht. Andererseits aber zieht das Ideal totaler Öffnung oft eine Rückwirkung in Richtung Isolation nach sich. Der allzu große Zustrom ruft bei der lokalen Gemeinschaft Aggressionen hervor, deren relative Unflexibilität dem Multikulturalismus Grenzen setzt. Vergebens erklärt man der lokalen Gemeinschaft, daß das Fremde schön sei, sie hält sich selbst für schöner. Nach der Faschingsfreundschaft kommt der Verdruß des Aschermittwochs.

Die sich abschottenden Nationalisten teilen die Städte gern. Es gefällt ihnen, manchmal gerade inmitten einer Siedlung eine Grenze zu ziehen, sie halten es für richtig, die Nachbarn durch Stacheldraht oder eine Mauer voneinander zu trennen, die zwei Seiten einer Straße, das, was zusammengehört. Durch militärisch geschützte Grenzen geteilte Städte und Dörfer symbolisieren den Geist des Etatismus, der gegen bunte Städte Argwohn hegt und Grenzschraken feiert.

Urbanismus öffnet Grenzschraken, schmiedet legale und illegale Beziehungen zwischen den getrennten Teilen, und wenn es anders nicht geht, dann verhilft er Menschen zur Flucht über die Mauer. Es gibt immer Menschen, denen es einfällt, auf die andere Seite gelangen zu wollen, allein schon deshalb, weil es verboten ist, allein schon deshalb, weil die Nachbarstadt zu einer Stippvisite verlockt.

Nichts ist stadtfreundlicher, als die Nachbarn durch Haßpropaganda voneinander zu trennen. Wachtürme und Minengürtel sind die Symbole des Etatismus, insbesondere dann, wenn der Staat darauf achtet, daß ihn seine Bürger nicht verlassen können, höchstens mit einer Sondergenehmigung.

Der zornige Nationalismus ist der Gegensatz zur zivilen Gesellschaft und läßt die Städte zu beiden Seiten der neu geschaffenen Grenzen veröden. Er macht sie zu einfarbigen, einsprachigen, monoreligiösen und mononationalen Orten, provinzialisiert sie, reduziert die Vielfalt zu einem Einzigem, kann die Verschiedenheit der Subjekte nicht ertragen, verabscheut den Individualismus und füllt die Städte im Namen der Gemeinschaft mit plumpen Denkmälern. Der Etatismus mag hochtrabende und teure Bauwerke und öffnet dem Größenwahn der Führer Tür und Tor. Der homogenisierende Nationalismus unserer Tage ist der Bruder des gestrigen Faschismus.

Zusehends bildet sich ein symbiotisches Zusammenleben von Stadt und Dorf heraus. Die Konzentration geht mit Dekonzentration einher; viele ziehen in die Großstädte. Wenigstens ebenso viele ziehen von dort aufs Land. Doch wer es sich erlauben kann, will sowohl hier als auch dort leben, will auf keine der Vorzüge und Freuden verzichten.

Die früheren industriellen Revolutionen brauchten Verdichtung; die Informatik aber gestattet eine Desintegration. Auch in einem einsamen Haus im Wald sind wir, sofern wir Anspruch drauf erheben, mit den Knotenpunkten der Welt verbunden. Moderne Industriezweige wandern aus den teuren Städten in die billigere Provinz ab. Es gibt inzwischen viele Arbeiten, die ebenso gut in wie außerhalb der Firma möglich sind.

Denken wir darüber nach, was uns an die größeren Städte bindet, dann wären vor allem Kultur, Vergnügungen und Begegnungen anzuführen: Theater und wofür es steht, das nicht durch den Bildschirm, Livemusik, die nicht durch Musikkonserven, die Eckkneipe mit ihrem Stammpublikum, die nicht durch das Telefon zu ersetzen ist, das nicht technisierbare Zusammensein, die Vielfalt der Gesichter und Körper, die unerwarteten Sensationen und am ehesten vielleicht der Spaziergang, der

interessanter sein kann als jedes Kino, weil er dich mit den unberechenbaren Ereignissen der menschlichen Welt konfrontiert.

Für den Menschen von heute sind diese parallel gegensätzlichen Neigungen charakteristisch, die sowohl an der Möglichkeit festhalten, sich zurückzuziehen als auch in den Trubel zu stürzen. Wenn auch nicht an ein und demselben Tag, vielleicht in verschiedenen Perioden seines Lebens. Jedenfalls aber hält er das Pendeln für natürlich, braucht er doch beides, Vielfalt und Seltenheit, Künstliches und Natürliches, Kompliziertes und Einfaches. Er will seinen Anker nicht nur an dem einen oder dem anderen Pol auswerfen.

Die Stadt erlaubt es, uns an der Verschiedenheit des Menschlichen zu ergötzen, einander zu bestaunen, gleich wo wir uns begegnen. Trubel und Rückzug, Pendelbewegung von Aktion und Ruhe - die Akzeptanz dieser Duplizität charakterisiert die heutige Modernität. Einmal suchen wir die Nähe unserer Mitmenschen, ein andermal gehen wir ihnen aus dem Weg. Dieser Wechsel ist ebenso natürlich wie Wachsein und Schlaf. Das große kulturphilosophische Engagement für das eine oder andere Extrem befremdet uns, denn unser Besitz besteht ja gerade in der beweglichen Spannweite zwischen den beiden Polen, in der Wahl und der Möglichkeit der Hin- und Herbewegung.

Die Habsburgermonarchie gewährte dem Liberalismus Raum, der Liberalismus seinerseits antiliberaler Massengesinnung, ungestümen nationalen Partikularismen, sozialistischen und nationalistischen Radikalismen. Die Toleranz des Liberalismus gab es bereits, nicht aber den Konsens der Demokratie.

Intelligenz weder hier noch da; eher schon hatte sie sich in einer insularen Subkultur eingerichtet. Weder der unbewegliche Staat noch die aufbrausende Masse vermochten es, die Intelligenz mit sich zu reißen. Jene wenigen Intellektuellen, auf die Wien heute stolz sein darf, lösten sich von der Rhetorik der ersten Person Plural. In Robert Musils Tagebüchern ist der Begriff des Individualismus ein magisches und oft vorkommendes Wort.

Wenn kleine Leute, die sich gerade in die Politik verirrt haben, „wir“ sagen, dann klammern sie sich mit Leib und Seele an ziemlich einfache Begriffe. Komplizierte intellektuell-historische Gebäude haben da keine Chance, die Massen zu erreichen.

Schwärmerische und simplifizierte kollektive Eigenliebe braucht Zielpunkte des Hasses. Es gilt, das Kompliziertere zu hassen: die Österreichisch-ungarische Monarchie, einen supranationalen Staatsverband, welcher der ethnischen Heterogenität des Donaubeckens entsprach.

Zu hassen waren die Juden, die in keinerlei Delirium von Volkskundgebungen hineinpaßten. Gegen irgendwen mußte sich die erste Person Plural verbal austoben. Der kollektive Neid mußte die naheliegenden Ursachen für das eigene Unglück ausfindig machen.

Zu hassen waren die transnationale, mitteleuropäische Agenda und Denkweise. In Konfrontation dazu gewann die Kultur nationaler Selbstbestimmung die Oberhand.

Macht sich der Markt kollektiver *Egos* und Stänkereien allzu lautstark bemerkbar, dann will schriftstellerische Luzidität hinter die Maske der staatlichen, nationalen, religiösen und ideologischen Gemeinschaften, hinter die verkitschten Farben der schrillen Partikularitäten blicken, um das Antlitz des Menschen in seiner Tiefe auszuleuchten.

Dieses tiefere Gesicht verstummt plötzlich, denn die Worte verweigern sich ihm. Der Künstler überprüft sein Medium und meidet die korrupten Sprachschichten. Er meidet traditionellen und Volksbewegungskitsch, das Billige, das Betörende, die idiotischen Phrasen, die Operette und die Erklärungen der Großväter und Herrscher. Vielleicht denkt er ja nostalgisch an die kollektiven Rhetoriken, doch er muß Prinzipien seiner Einsamkeit festhalten.

Übertreiben wir nicht! Diese Einsamkeit ist nicht rau. Sie ist eine Assoziation von Personen, eine elitäre Gesellschaft bürgerlicher Salons und Kaffeehäuser, eine intellektuelle Aristokratie, deren Mitglieder vieles sein können, nur nicht dumm. Es

tritt die Intelligenz der Intelligenz auf den Plan, die nicht nur reflektiert, sondern auch über die Reflexion selbst nachdenkt.

Die große Komplexität der Identitäten macht die Weltstadt aus. Sie gibt es dort, wo sich eine intellektuelle Elite auf Weltniveau tummelt, die auch der Intelligenz anderer Nationen Neues und Wichtiges zu sagen hat. In Wien zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts war dies der Fall. Wir hatten es mit einer rhapsodischen, untergraben, ihren Tod ahnenden Komplexität zu tun, abgemildert durch eine nachlässige und rechtschaffene Süße des Alltags. In einem alten Wiener Kaffeehaus ließ es sich inniglich an den Tod denken.

Städtische Buntheit und Verkehr gestatteten die Ruhe schriftlicher Meditation. In dieser urbanen, dennoch aber nicht hektischen Lebenskunst bestand die große kulturelle Leistung des Bürgertums der vorletzten Jahrhundertwende.

Anderenfalls aber, sollte das farbenfrohe Getümmel der Identitäten im Schoß einer Stadt abklingen, wird sie auch in ihrem Geist schwach und provinziell. Nach der großen Trennung, dem Zerfall des Reiches, sind alle Städte der alten Monarchie eintöniger und langweiliger geworden. Das Niveau der Urbanität hat sich abgesenkt.

Viel mochten die Wiener Zeitgenossen von Musil und Wittgenstein nicht gewußt haben, doch die bloße Tatsache, daß der Romancier und der Philosoph zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts möglich waren, verleiht der gesamten Umgebung im nachhinein weltstädtischen Rang. Der internationale geheime Ritterorden der Intelligenz verleiht einer Stadt den Weltstadttitel.

Städte leben ihr eigenes Leben und kümmern sich nicht viel darum, ob sie für Weltstädte gehalten werden oder nicht. Sorgen und Probleme haben sie auch so schon zur Genüge, als daß für sie derartige Eitelkeiten eine Rolle spielen würden. Zwar sind sie seriöse und tüchtige Gemeinschaften, doch tiefere Ironie menschlicher Selbsterkenntnis, die große Augenblicke umgibt und auch auf die Alltagsstimmung der Weltstadt ausstrahlt, ist ihnen fremd.

Diese weltstädtische Rolle und Atmosphäre gleichen der Schönheit, sie sind eher Natur als Moral und können verwelken. Verschiedene Fremdlinge *können* verhältnismäßig sehen. Und wo sie in der Vielfalt das Gemeinsame erblicken, dort herrscht größere Weisheit, dort sind die Menschen ein wenig besser gelaunt und auch bei flüchtigen Kontakten ziemlich herzlich. Den Weltstädten eignet irgendeine schändliche, spitzbübische und intime Komplizenschaft; ihre Bewohner wissen, was sie wissen, zwinkern sich zu. Sie sind Meister des Ausdrucks. Denn der, die Stilistik des Ausdrucks, interessiert sie am meisten.

Formenrausch - überzogene und entblößte Formen. In eine Periode des Modernen tritt die Kunst dann ein, wenn der Künstler die ihm zur Verfügung stehenden, ihn umgebenden üblichen Redeweisen als billig, geschwätzig und leer empfindet.

Eigengesetzlicher Formalismus von Bürokratie und Heer. Formalismus von Fassadenarchitektur und Interieurs. Tödlich sensibles Delirium symbolistischer Lyriksprache. Sprachkritische, asketisch logische Trockenheit, die Stille der Pausen als Ausdrucksmittel. Anzweiflung des Ausdrucks als solchem.

Erlebnis elementarer Schuldigkeit, Schuldbewußtsein der Einsamkeit des Geistes. Schuldbewußtsein der an die Stelle der Liebe tretenden Ironie. So wird das fundamental paradoxe Verhältnis zwischen Künstler und ihn umgebender Ausdrucksweise geboren. Aufkündigung sprachlicher Vertrautheit: unheilverkündender Beginn der Moderne.

Unheilverkündend auch deshalb, weil draußen die Demagogie immer lautstärker zu vernehmen ist. Zu behaupten, das zeitgenössische Wien habe jene Menschen, die wir heute als geistige Juwelen Wiens zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts betrachten, sonderlich geschätzt, verwöhnt oder auch nur gekannt, wäre übertrieben. Die Stadt hat allen Grund, ihnen dankbar zu sein.

Die Besonderheit Wiens zum Jahrhundertbeginn hat Musil in seinem großen Roman am authentischsten festgehalten. Die Metapher Kakanien erhob Wien im elegischen Widerschein zur Weltstadt. Diese Menschen wurden geduldet. Waren möglich. Noch hatte man sie nicht getötet, nicht an die Front getrieben, ins Exil, in



Vernichtungslager. Zu dieser gnädigen Stunde war die Geschichte lediglich Kulisse. Bis sich die Kulisse in Bewegung setzte und das empfindliche Gleichgewicht explodierte.

Der Erste Weltkrieg war der Selbstmord der Monarchie. Ein multinationales Reich zusammenzuhalten, dazu war die dynastische Legitimität nur in Friedenszeiten imstande. Der große Raum ohne innere Grenzen brachte den Bürgern viele Vorteile. In Kriegszeiten allerdings resultierten daraus eher Nachteile, denn jetzt hatten sie dem Staat nicht nur finanziell zur Seite zu stehen, sondern pflichtgemäß auch ihr Leben zu opfern. Der Bürger wägt Vorteile und Nachteile gegeneinander ab, zieht auch Alternativen in Betracht.

Wien und Budapest sind zwei einander sehr nahe gelegene europäische Hauptstädte. Ein kurzer Weg und eine lange Vergangenheit verbinden sie miteinander. Wir hatten Gelegenheiten, uns kennenzulernen. Haben Vorstellungen vom anderen: gleichermaßen freundschaftliche und distanzierte. Viele Illusionen vom anderen haben wir nicht. Doch wir wissen, sollte ein Unheil passieren, können wir mit dem anderen rechnen.

Die Donau-Anrainervölker – Bayern, Österreicher, Ungarn, Serben, Rumänen – gehen nun schon mehrheitlich innerhalb der Europäischen Union als politische Nation ihren eigenen Weg, der vom jahrhundertealten Erbe der mitteleuropäischen Donaumonarchie, die sie in einem Staat mit anderssprachigen Völkern miteinander verbunden hatte, nicht zu trennen ist.

Wir haben allen Grund dazu, uns anerkennend an das fruchtbare Verbundensein zu erinnern. Ich halte die Behauptung für gerechtfertigt, derzufolge die Monarchie mit ihren elf Nationen ein produktiveres und flexibleres Gebilde gewesen sei als die Nachfolgestaaten. Um allerdings aus der Donaumonarchie einen modernen Nationalstaat entstehen zu lassen, dazu genügte die dynastische Beziehung nicht. Um sich in eine Bundesdemokratie zu verwandeln, mangelte es den Beteiligten bei überschwappender nationaler Rhetorik an strategischer Weisheit.

Mehrheitlich sind unsere Staaten infolge einer diesmal glücklichen Wende der europäischen Geschichte assoziierte Mitglieder der Europäischen Union geworden. Den zustande gekommenen Rahmen mit echtem wechselseitigem Interesse zu füllen, liegt auf der Hand. Intim werden zu lassen, was bisher äußerlich war, ist selbstverständlich. Was gestern noch neuartig war, zu solidarischen und interessierten Nachbarn zu werden, im anderen oft auch uns selbst zu erkennen, diese Herausforderung blickt uns erwartungsvoll an.

So viele Gemeinschaften finden sich in Europa: Nationen, Völker, Landschaften, Städte oder Flußtäler wie beispielsweise das Donaubecken!

Möglicherweise sind wir so, vom Schwarzwald bis hin zum Schwarzen Meer, eine ziemlich bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. Schon möglich, daß wir als Geist des Donauraums in fieberhafter Suche einer Chimäre nachjagen, womit nicht gesagt werden soll, daß wir etwas finden wollen, was es gar nicht gibt, sondern etwas, das zweifellos vorhanden ist, nämlich eines der Gesichter der an der Donau Lebenden. Doch sichere Kenntnis davon besitzt niemand.

Eine Vermutung, ein Gefühl möchten wir streifen und darstellen, eine humanökologische Evidenz, als Wirklichkeit jene nüchterne Ahnung sehen, daß die in der Gegend eines Flusses Lebenden miteinander etwas zu tun hätten, im Krieg wie im Frieden, und daß Ähnlichkeiten zwischen ihnen selbst dann bestehen, wenn sie sich über eine derartige Behauptung nicht im geringsten freuen, denkt doch jeder, besser sollten andere ihm als er anderen ähneln.

In der Zeit des Eisernen Vorhangs, als der Donaauraum in der Optik des Kalten Kriegs, von Westen aus gesehen, östlich von Wien, eine graue Zone war, lag die Zusammengehörigkeit dieser bizarren Gesellschaft personaler und kollektiver Individuen nicht auf der Hand.

Wer hat, dem wird gegeben. Wer hinhört, dem raunt die Welt Geheimnisse zu. Was für Geheimnisse außer jener Platitüde, daß sowohl hier als auch da entlang der Donau beachtenswerte Menschen leben, daß diese Gegend hinsichtlich der Sprachen, Herkunft und historischen Zugehörigkeit eine bunt gewebte Kultur ihr

eigen nennt, was vor 1989 die Gleichartigkeit der sowjetischen Reichsfassade interessanterweise Lügen strafte?

Ein ganzer Kreis von Autoren wurde in den achtziger Jahren empfänglich für das aus vielen Elementen sich zusammensetzende Mitteleuropa. Gewissermaßen billigten sie diese seit Jahrhunderten existierende Vielfalt auch moralisch und statteten sie mit einigem aufrührerischen Inhalt aus; im Gegensatz zu den radikalen Gleichmachern, denen Europa bisher die Konfrontation zweier homogener militärisch-politischer Blöcke bedeutet hatte und nicht etwa einer Eingruppierung sich widersetzende Künstler, unvergleichliche Städte und Romane, die sich gegenüber den jeweils aktuellen Mächten als zäher erwiesen haben, obschon ihre Autoren zerbrechliche Wesen waren. In der Tat, die Werke erfreuen sich bis auf den heutigen Tag bester Gesundheit, während das große Publikum sogar die Namen der einstigen Amtsinhaber vergessen hat.

Die Anerkennung der in der Pluralität der Identitäten steckenden ästhetischen und ethischen Werte entspricht einer Wende wie das Begreifen dessen, daß es eine üble Sache ist, ganze Völker auszurotten, Städte auszuradiieren und daß die Lebenden in ihrer besonderen Qualität zu leben verdienen. Wir dürfen sagen, mit dieser geistigen Welle, die sich den homogenisierenden Dualismen widersetzt, ist ein neuer und typisch europäischer Humanismus auf den Plan getreten. Denn er findet Wohlgefallen an der Persönlichkeit und der Mannigfaltigkeit. Gerade deshalb hält er die freiwillige europäische Föderation für etwas Großes, deren Axiom lautet, daß verschiedene Völker innerhalb eines Staates oder einer Stadt miteinander auskommen können und daß ein Nationalstaat, der unter seiner Hoheit nur Gleichartiges toleriert, aus der Sicht der Donau ein vergängliches Phänomen ist.

Sehen wir die mittlere Zone Europas nicht vertikal in Nord-Süd-Richtung, sondern horizontal in West-Ost-Richtung vor uns, wie sie sich zwischen Schwarzwald und Schwarzem Meer erstreckt, wenn also die träumenden Augen auf der rechten Seite der Donau das Schwarze Meer erblicken, zur Linken die Ost- und die Nordsee, wenn wir uns also hier eher vom Wein und dort eher vom Bier erfreuen lassen, wenn wir weiter südlich eher katholische und griechisch-orthodoxe Kirchtürme sehen (die im letzten Balkankrieg von geschickten Artilleristen mit Vorliebe in Grund und Boden

geschossen wurden), dann hat die andere Seite eher protestantische zu bieten, wenn auf der einen den gängigen Klischees zufolge der Geschmack kräftiger und üppiger ist, gilt die Küche auf der anderen als puritanischer, wenn wir uns ins Gedächtnis rufen, daß zu Beginn der Neuzeit, während des Dreißigjährigen Krieges, der Norden und der Süden Europas gegeneinander Krieg führten, dann können wir uns unschwer davon überzeugen, daß dieser Raum das tatsächliche Mitteleuropa ist, zwischen Norden und Süden gelegen, und daß die Donau die Achse, die Hauptstraße des Kontinents ist, ein friedliches Band zwischen Städten und Völkern.

Die Völker des Donautals bilden auch eine geopolitische Realität: die Donaumonarchie, so sagen die Historiker des Habsburgreichs. Und jetzt sind wir nach enorm vielen Erschütterungen innerhalb des vereinten Europas, der Europäischen Union, unterwegs zu der sich ihrer selbst bewußten Donauregion, die vom freien Willen der Völker und nicht von einer dynastischen Obrigkeit geformt wird.

Ein höherwertiges Prinzip als das Selbstbestimmungsrecht der Nationen ist im Selbstbestimmungsrecht der menschlichen Personen zu sehen. Welche Freiheit ist mehr wert? Die der Regierungen gegenüber den Bürgern oder die der Bürger gegenüber der Regierung? Dort zu leben, wo ein Mensch zu Hause ist, ist ein Grundrecht. Das Recht auf den Ort unserer Geburt und unseres Lebens ist ein fundamentales und unantastbares. Flexibilität, Überlebensfähigkeit, Anpassung und Überwindung sind menschliche Tugenden. Dennoch läßt sich der Verlust nicht leugnen; er kann ein Leben lang schmerzen. Man kann den Menschen einsperren und aussperren; beides entspricht einem rücksichtslosen Befehl, dessen Durchsetzung bewaffnete Posten garantieren.

Wenn eine Macht den Staat mit irgendeiner Nation, einem Volk, einer Rasse, einer Ethnie, einer Religion oder einer Klasse gleichsetzt, dann stellen sich Diskrimination, Aussonderung und Rechtsverletzungen all jenen gegenüber ein, die nicht in die herrschende Kategorie hineinpassen. Wenn die Idee eines homogenen Nationalstaats als Norm Verbreitung findet, dann kann irgendeine Abstraktion, mit der dieser identifiziert wird, nämlich mit Nation, Religion, Klasse oder Ideologie, Verursacherin von Deportationen werden.

Viel Wasser mußte die Donau hinunterfließen, bevor wir, Ufervölker, alle miteinander einer gemeinsamen politischen Souveränität unterstellt wurden, denn nunmehr sind fast alle Donau-Anrainerstaaten Mitglieder der Europäischen Union, der ersten freien Assoziation auf diesem Kontinent. Nationale Grenzen haben die Menschen des Donauraums voneinander getrennt und dies tun sie noch immer. Daß die Donau von West nach Ost fließt und Waren mitnimmt sowie Muster zum Denken und Handeln, nehmen wir zur Kenntnis. Das war schon so in der bisherigen Geschichte und ist auch heute nicht anders. Doch es existiert kein weiterer internationaler Fluß, der so viele Völker und Kulturen zusammenfaßt. Die Flüsse haben zueinander kein schlechtes Verhältnis; der mitteleuropäische Strom grollt nicht der Wolga oder dem Rhein und unterscheidet sich von ihnen lediglich darin, daß an seinen Ufern größere Buntheit herrscht.

Der Fluß ist der Meister, immer derselbe, immer ein anderer, durchfließt alles und macht um alles einen Bogen. Für die Stadt und den Roman braucht es den Fluß, das Bild der Vergänglichkeit von allem und der Unvergänglichkeit des Lebens. Er kommt von irgendwoher und geht irgendwohin, bahnt sich seinen Weg, als würde ihn nicht nur die Gravitation antreiben. Sollten die Bewohner des Donauraums nach einer stolzen Identität suchen, könnten sie den Strom als Emblem wählen. Eine weise Entscheidung wäre dies, denn dann würden sie ihre Nachbarn nicht quälen und der einstigen Donaumonarchie mehr Verständnis entgegenbringen.

Die Stadt besteht nicht nur aus Häusern, Innen- und Außenräumen, ihre Substanz ist der Bürger. Der Schmuck der Stadt ist der Passant, sofern er überhaupt zu Fuß geht und nicht nur das Auto benutzt und es an ihm etwas zu sehen gibt. In den Weltstädten ist die ganze Erde mit ihren Hautfarben und Gesichtsformen, die Buntheit der Menschheit, anwesend. Der eine überraschender als der andere. Jeder hält etwas anderes für schön, und dementsprechend kleidet er sich, dementsprechend präsentiert er seinen Körper, dementsprechend lächelt und feixt er. Der Passant, der diese vielen Darstellungen und Frisuren sieht, fängt an, sich darüber zu freuen, daß er zu einer Spezies namens Menschheit gehört.

Die Menschen kommen gern in vielen kleinen Stadtzentren zusammen, wo sich die Umherwandelnden, Lichter, Waren und Angebote verdichten. Ein wenig ermüdend vielleicht, aber auch verlockend, wenn es, sagen wir, von Buchhandlungen, Möbelgeschäften, Gaststätten, Kunstgalerien, Kinos, Häusern mit roten Laternen und anderen Einrichtungen zweifelhaften Rufs viele nebeneinander gibt. In prachtvollen Städten muß es auch ein wenig Unsittlichkeit geben. Und Möglichkeiten, abends einzukaufen und zu jeder Tages- und Nachtzeit irgendwo etwas zu essen und zu trinken, Freunde zu treffen.

Eine gute Stadt achtet darauf, daß ihre Mythologie zunimmt, und die hier lebenden bedeutenden und bizarren Personen erfüllen sie mit Stolz. Von ganzen Gesellschaften sollte man sprechen können, die den Geist der Stadt geprägt haben. Einige Dutzend interessanter Menschen führen eine Stadt in die kulturelle und touristische Unsterblichkeit.

Vor allem die Künstler sind es, die die Mythologie erschaffen. Kluge Bürgermeister bemühen sich, einige Schriftsteller und Künstler anzulocken. Ateliers und Schreibtische für Gäste kann es auch in kleineren Städten geben, damit jemand im Gegenzug für erwiesene Gastfreundschaft Texte, Bilder und Unterhaltungen liefert. Eine gute Stadt braucht Ereignisse, nicht nur Ruhe und Ordnung. Ist eine Stadt nicht verlockend, kommt auch das Geld nicht zu ihr.

Geschäftsleute gehen lieber dorthin, wo sie auch abends ausgehen können. Zwischen Kapitalverkehr und Spektakel besteht ein positiver Zusammenhang. Zum Reiz der Stadt gehören Straßenmusiker, Imitatoren, Artisten, Bewegungskünstler, aus sich selbst eine Maskerade machende Originale. Die Stadt wird reich, wenn sie interessant ist.

Die gute Stadt kennt mehrere Sprachen und verachtet den Gast nicht, wenn er die Aufenthaltssprache nicht beherrscht. Wird der Gast nicht zur Stummheit verdammt, fühlt er sich sicher. Ist auch derjenige dort heimisch, der eigentlich anderswo zu Hause ist, daraus ist noch keiner Stadt Schaden erwachsen.

*Aus dem Ungarischen von Hans-Henning Paetzke*

